

(Nachdruck verboten.)

Was ist Ruhm?

321

Roman von Max Kreher.

Kunkel hatte ihn diesmal falsch verstanden. „Tote Sache, nicht wahr?“ rief er mit einem gewissen Vergnügen.

„Im Gegenteil, Professor, viel Leben, meine ich!“ ließ nun Klorer dicht bei ihm seine Stimme erdröhnen.

„Ei, versteht sich, das ist so die Anschauung der Naturalisten. Weiß schon!“ wehrte ihn der Kahlköpfige ab. „Aber ich will Nahe in der Kunst, sehen Sie doch den Löwen von Kitz, an der Amazone vorm alten Museum.“ Er hustete, was er stets tat, wenn er seinen Groll herunterzuschlucken wollte.

„Der liegt doch nicht auf dem Rücken, Professor,“ erwiderte Klorer mit unerschütterlichem Ernst und holte sich aus neue die Lacher heran. „Und dann sehn Sie, mit dem Kerl da ist es ebenso. Der steht breitbeinig wie der Kolob zu Rhodus. Das werden Sie wieder unschön finden, aber es ist natürlich, weil er erschöpft ist. Der hält sich nur mit den Nerven aufrecht. Schließlich ist es doch auch keine Maulwurfsjagd. Stimmt doch, meine Herren, wie? Summa summarum: Einer, der etwas kann. Den Namen wird man sich merken müssen.“ Da er aber noch nicht wissen konnte, wie sich die Mehrheit entscheiden und die Kritik dazu verhalten würde, so hielt er es schon aus persönlichen Gründen für notwendig, sein Lob bedeutend einzuschränken, indem er hinzufügte, daß es ja gerade kein Meisterwerk sei, aber trotzdem . . . nichts destoweniger . . . bei alledem, und wie gesagt —: groß gedacht, sehr groß gedacht! . . . Und ein Zeichen von Arbeit, von fester, kerniger Arbeit!

Heiße ließ sie ruhig reden, denn sie besorgten schon genügend seine Sache. Aber als die Meinungen immer widerstreitender wurden und Stenzel dafür sprach, daß man „immerhin“ dieser Gruppe einen guten Platz anweisen müsse, erwachte sein Gedächtnis merkwürdig rasch. Er nahm den greisen Kunkel beiseite und tutete ihm etwas ins Ohr. Dieser rief Stenzel zu sich heran und teilte ihm das Gehörte mit. Was? Dieser Mensch sei gegen die Alten und habe sie für Stiefelputzer des verstorbenen Balzmann erklärt? Dieses Strafes, der überall herumkriech und behauptete, er habe die großen Hühner fett machen helfen? Dieses geschworenen Feindes jeder Solidität, der schon blau vor Aerger wurde, wenn er den Titel Professor hörte?

Leitner, berühmt auch als Medailleur, der auf Balzmann eine besondere Bife hatte, stand noch in der Nähe. Bald war man einig, und die Jüngeren wurden überstimmt. Von Ablehnung könne keine Rede sein, aber hinein in die Dunkelkammer! Dort konnte der Löwe in Ruhe verreden. Sie alle, die jetzt hier so friedlich zusammenstanden, als könnten sie sich gegenseitig kein Wasserchen trüben, waren schon neidisch auf das bessere Plätzchen, das der allernächste für sein Kunstwerk bekam; um so weniger brauchten sie sich um eines Fremden wegen in den Haaren liegen.

„Sagen Sie mal,“ quetschte Stenzel zum Schluß Heiße noch an, „da hörs ich soeben, daß Sie diesen Kumpen doch eigentlich kennen müssen, von wegen Ihres Schützlings, des Lorenzen. Das sind doch die beiden Kerle, die zusammenwurzeln . . . das heißt, dieser Lorenzen, der hat was los, verdiente seinen Platz.“

Heiße schwieg sich aus. Kunkel jedoch, der aufmerksam zugehört hatte, kam wieder mit seinem: „Ei, versteht sich“ und nickte.

Das alles aber konnte Klorer nicht abhalten, zum Schluß zu wiederholen: „Den Namen wird man sich merken müssen.“

Und so hatte man den riesigen Löwenkämpfer in einem der verlorenen Räume an der Stadtbahnseite untergebracht, in einer sogenannten „Totenkammer“, wie der graufame Künstlerspott diese Kojen bezeichnete, wo er, umgeben von einigen in Gnaden aufgenommenen Porträts und Landschaften, als das Werk eines Namenlosen inmitten von Malern dritten und vierten Ranges kühn zur Decke strebte.

Wenn die begierig schauende Menge der Neugierigen, unter denen die Kunstverständigen mit der Diogeneslaterne zu suchen waren, die großen Hauptfälle mit ihren sensationellen Schlagern durchwogt hatte und dann, das Auge schon müde vom vielen Sehen, sich hinauswünschte in die freie Luft,

pflegte sie zerstreut diese Seitengänge zu durchwandeln, ungefähr mit der Rastigkeit von Fremden, die flüchtig auch den Anblick von Nebendingen noch mitnehmen möchten, bevor sie sich mit der Beruhigung, daß ihnen nichts entgangen sei, wieder auf andere Dinge stürzen.

Es war, als hätte man einen Niesen in eine Hundehütte gesperrt, wo er, zusammengefauert, verkümmern müsse, unfähig zum Gebrauche seiner Gliedmaßen. Und die blöde Menge empfand das nur insofern, als sie sich selbst den Hals ausreden mußte und sich auf die Beine trat, wenn sie, eng wie in einer Tretnühle, um den mächtigen Bau herumging. Zeitweilig bildete sich eine aufmerksame Gruppe, die längere Zeit verweilte; aber sie galt nicht diesem festen Erguß einer Künstlerseele, sondern einem ulkigen Familienbild hinten an der Wand, über dessen violette Gesichtser gleich am ersten Tage in einer vielgelesenen Zeitung derb gespottet worden war. Vater, Mutter und Sohn saßen am Tisch, aßen Suppe und schienen sich vorher in Waschlau getunzt zu haben, bevor sie sich wieder zur Magenfüllung zusammenfanden. Die Leute lachten, traten zurück, um besser sehen zu können, und rannten dabei gegen das Postament des Löwenkämpfers, auf den sie bei dieser Gelegenheit einen ärgerlichen Blick warfen, wie auf einen kantigen Störenfried. Weshalb hatte man das Ding auch auf diesen Fleck gestellt, wie in einer Kumpelkammer, wo man überflüssige Sachen aufbewahrte!

Dieses vielköpfige Ungeheuer, das man Publikum nannte, dessen Laune heute den einen in den Himmel erheben konnte, um den anderen am nächsten Tage erbarmungslos in die Tiefe zu stürzen, folgte in seinem Urteil unbewußt den hohen Platanenweiser auf diesem großen Kunstmarkt, indem es sich sagte: „Was wird daran sein, wenn es hier steht?“

Dort vorn, im langgestreckten Skulpturensoal, wo zu beiden Seiten des Kuppelraumes das helle Licht verschwendereich auf den weißen Säulen und Figuren lag, konnte man besser schauen, sich nach Herzenslust spreizen und all die Schönheiten mit Muße in sich aufnehmen. Hier staute sich die Welt, die sich langweilt und die mit Behagen alles an sich herantreten läßt, um es mundgerecht zu empfangen. „Dieses Boda, hübsch, nicht wahr?“ . . . „Einfach entzündend!“ . . . „Dieses Nymphenpiel — sehr nett, nicht wahr?“ . . . „Reizend, wirklich reizend . . . Und dieser Faun, einfach grandios!“ — „Meisterhaft finde ich ihn. Wer hat denn das gemacht?“ Dem schönen Frauenmund half der Katalog nach. „Fritz Lorenzen. Wohl ein Ausländer?“ . . . „Scheint so.“

Diese Vermutung gab dem Werk erst die richtige Weihe, denn ein fremder Namensklang warf den Deutschen anbetend in den Staub. Das erhob den eigenen Wert und ließ die Phantasie in unbegrenzte Weiten schweifen, nach dort, woher die Propheten kamen, die die großen Rätsel mitbrachten, die man, ach, so schwer manchmal lösen konnte, die aber etwas Mystisches enthielten; und die Mystik war nun einmal Mode geworden und befriedigte so schön die Wollust der Seele. Es war immer dasselbe: ob ein Pariser Gut, ein Drama, ein Bild oder ein plastisches Werk — nur die Marke mußte echt sein.

Das Endwort all dieser Betrachter blieb immer dasselbe: „Der Faun, der Faun!“ Lorenzen hörte es selbst, wenn er unerkannt daneben stand und zufällig die Worte aufgriff. Er hatte sich berrmaßen in seine eigenen Werke verliebt, daß er jetzt früher wie sonst sein Atelier verließ und fast regelmäßig hinaus in die Ausstellung pilgerte, wo er, den weichen Filzhut auf, den lustigen Sommermantel lose über die braune Samtjoppe geschlagen, unter Ausnutzung der Freikarte bereits eine bekannte Figur spielte. Die Familie Heiße war diesmal frühzeitig in die bayerischen Alpen gefahren, nicht ohne ihm den Wink zu hinterlassen, er möchte, wenn es ginge, ein Weilchen die Höhenluft in Garmisch mit ihnen teilen. Und so versuchte er bis zu seinem Aufschwung dazu, nach Möglichkeit die Zeit allein totzuschlagen. Vorläufig wartete er noch auf Mensdahl, der ihm geschrieben hatte, er wolle sich demnächst persönlich davon überzeugen, wie seine Gruppen sich inmitten anderer Kunstwerke ausnahmen.

Trotz alledem aber kam Lorenzen zu keinem Genuß, denn niemals wurde er den Gedanken los, daß das größte Lob der Arbeit einem anderen galt, der still und bescheiden im Hintergrund blieb und seit dem Eröffnungstag die Ausstellung nicht

mehr betreten hatte, Tag für Tag aber rüstig weiter schaffte, als berührte ihn die Sache gar nicht mehr. Und so kam es mehr als einmal vor, daß Lorenzen in der Abendstunde, wo sich die Ausstellungsräume adämslich zu Leeren pflagten, langsam seine Schritte zu dem Löwentämpfer lenkte, um den herum nur vereinzelt die Menschen standen und in der Dämmerung noch einmal die Augen anstregten. Dann erwachte die wahre Freundschaft in ihm; die Wahrheit rang sich aus seiner Seele, und er lag im Bann dieser Ueberfülle an Kraft, die er von Tag zu Tag sich hatte dehnen sehen und die sich nun doch wie etwas ganz Neues vor ihm aufstürmte. Er kam sich jämmerlich klein vor, und er schämte sich fast der Auszeichnung, die ihm da vorn zuteil geworden war, während hier hinten in dunkler Kammer ein gefesselter Riese nach Befreiung rang.

Einmal, als ein Herr und zwei Damen sich wohlwollend über das Werk unterhielten, nach seiner Meinung aber unsinniges Zeug schwapten, mischte er sich ohne weiteres in das Gespräch und sang eine Lobeshymne auf den Freund, wie sie reiner nicht aus dem Herzen kommen konnte. Verblüfft hörte man ihn an und folgte aufmerksam seiner Deutung der großen Tügte, die das Laienauge bisher nicht entdeckt hatte. Neue Leute traten hinzu, seine Rede floß, und plötzlich stand ein ganzer Kreis von Menschen um ihn, der die Ohren spitzte, als stünde hier eine Art Fremdenführer, der es sich zum Beruf gemacht habe, die Ausstellungsbesucher aufzuklären. Und Lorenzen trug den Bohn über Kempens Mißgeschick mit sich fort und gelobte sich, öffentlich Front dagegen zu machen, vor allem Geilke gegenüber, in dem er den eigentlichen Urheber dieser Erniedrigung eines Künstlers sah.

(Fortsetzung folgt.)

Chilfa.

(Nachdruck verboten.)

Von W. Adamowitsch.

In der Kaserne der 16. Komme des N. schen Regiments herrschte große Erregung. Die Soldaten hatten sich in Gruppen versammelt und teilten sich gegenseitig die wichtige Neuheit mit. Morgen sollte ein ziemlich seltenes Schauspiel vor sich gehen: Der zum Strafbataillon gehörende Gemeine Chilfa war vom Regimentskommandeur disziplinarisch zu 25 Rutenhieben verurteilt. Von der bedrohenden Exekution ganz in Anspruch genommen, schritt der Feldwebel hastig durch die Räumlichkeiten der 16. Komme und machte ab und zu dem ihm begleitenden Unteroffizier du jour, der sich bemühte, genau zwei Schritte hinter seinem unmittelbaren Vorgesetzten zu bleiben, eine Bemerkung.

Auf einer Pritsche, ganz in der Ecke, lag wie ein Knäuel der Gemeine Chilfa, ein kleiner, schwächlicher Bursche mit braunem Gesicht und schmalen, glänzenden, schwarzen Augen. Beim Anblick des Feldwebels sprang er auf, redete sich stramm in die Höhe und blickte den Vorgesetzten fragend an.

„Na, Chilfa, hat's nu geschnappt?“ meinte der Feldwebel ironisch.

Chilfa schwieg, seine Augen aber funkelten böseartig. „Wie ein Wolf sieht der Bursche aus . . . Was reizt Du's Maul auf! Paß gut auf ihn auf!“ befahl er einem Gefreiten. „Paß auf, daß er nicht wieder Keilerei anfängt . . .“

„Zu Befehl, Herr Feldwebel!“ erwiderte der Gefreite. Nach Besichtigung der Mannschaftsräume ging der Feldwebel in sein Zimmer, wo sein Bufenfreund und Zechgenosse, der Lazarettgehilfe Saguljaew ihn bereits ungeduldig erwartete. Beide setzten sich an einen kleinen Tisch, tranken Tee und erzählten sich lustige Anekdoten.

Im Mannschaftsraum am Fenster saß die ganze Intelligenz der 16. Komme: die Zug-Unteroffiziere und ein paar abkommandierte Leute, die ein Lehrkommando hinter sich hatten. Sie blickten mit großer Geringschätzung auf die Gemeinen herab, die sich ängstlich von der Stelle hielten, wo die Vorgesetzten saßen. Ein Zug-Unteroffizier des 4. Zuges erzählte, Chilfa hätte den Gemeinen Dratschin mit einem Messer totschlagen wollen, weil der ihm eine Ohrfeige gegeben hätte.

„Eine Canaille, der Kerl . . . Die reine Bestie! Als wir ihn von Dratschin losrissen, zitterte er vor Wut am ganzen Körper, und der Scheum stand ihm vor dem Munde.“

„Dratschin hat ihn gehörig vermobelt . . . Zwei Tage lief er mit 'ner dicken Schnauze herum,“ meinte ein anderer Unteroffizier. In diesem Augenblick trat der Unteroffizier du jour ein.

„Wer wird ihn hauen? Wann? Wo?“ bestürmten ihn alle mit Fragen. Der Unteroffizier teilte alles mit, was er vom Feldwebel erfahren hatte.

„Soll einem Tambour Bescheid sagen, daß er sich bereit hält. . . Nach dem Exerzieren, hier, in der Kaserne. Mann keinen Tambour finden, die Kerls haben sich offenbar versteckt. . . Na, ich werd schon auf dem Hof oder sonst wo ein'n greifen.“ Damit verschwand der Unteroffizier.

Auf den Britschen saßen mehrere Soldaten in verschiedenen Stellungen. Alle waren heftig erregt.

„Wird denn Chilfa wirklich gehauen?“ meinte ein junger Soldat zu einem altgedienten, härtigen Manne.

„Ja, meinst Du, man wird ihn begnadigen? Birst schon sehen!“

„D die Schande!“ meinte der junge Soldat heftig. „Ich glaube, ich würd vor Scham sterben . . . vor der ganzen Komme sich auf die Bank legen.“

„D, das ist nicht so schlimm,“ erwiderte der Ältere. „Ist früher oft genug vorgekommen . . . Da mußten die Leute Spiekruten laufen und wurden halbtot geprügelt.“

„Ist doch eine Sünde!“ opponierte der junge Soldat wieder. „Wie darf man einen Menschen wie ein Stück Vieh schlagen.“

„D, wenn der Vorgesetzte es befiehlt, geschieht es eben. Sollst mal sehen, der Chilfa wird schon klein werden, wenn sie ihm die ersten Striemen überziehen.“

Wieder trat der Unteroffizier du jour ein. „Schlafen legen!“ schrie er. „Wo ist der Stubenälteste?“

Vor ihm tauchte die Gestalt eines großen, rotbärtigen Soldaten auf.

„Treib die Kerls ins Bett! Hat sich wieder hingeräkelt, die Bande . . . Unordnung, wohin man sieht!“

Der Stubenälteste machte Kehrt und ging, die Befehle seines Vorgesetzten auszuführen.

Eine Viertelstunde darauf herrschte in der Kaserne tiefe Stille. Nur bisweilen hörte man aus einer Ecke regelmäßiges Schnarchen, und der Wachthabende schritt in der halb dunklen Kammer auf und ab und bemühte sich, die langen Stunden zu verkürzen. . . .

Chilfa schlief nicht. Er lag mit offenen Augen auf seinem mit Heu gefüllten Kissen. Sein Verstand konnte mit dem Anglück, in das ihn sein Jähzorn gebracht, nicht zurecht kommen. Er bemühte sich, irgendeinen Ausweg zu finden, aber all seine Gedanken klammerten sich an die bevorstehende Exekution; der Kopf schmerzte, und das Herz schlug so heftig, daß er kaum atmen konnte.

Was war das? Er, Chilfa, sollte wie ein Junge, wie ein Schulbub öffentlich vor allen Kameraden, vor der ganzen Komme geprügelt werden! Er sollte sich freiwillig entkleiden und auf die Bank legen. . . . Dann Trommelwirbel, und der Rottenkommandeur, vielleicht der Feldwebel, würde die Hiebe zählen. . . . Wie konnte er danach noch leben! Wie sollte er später den Kameraden in die Augen sehen, er, der Geprügelte, Entehrte! Und das alles wegen des Dratschin. Er würde ihn totschlagen! Totschlagen um jeden Preis!

Nach minutenlangem Hindämmern sprang er plötzlich von seiner Pritsche hoch und stürzte vorwärts, ohne zu wissen wohin. Da stand aber schon, wie aus dem Boden gewachsen, der Wachthabende vor ihm, packte ihn am Kragen und stieß ihn auf die Pritsche.

„Wo willst Du hin? Leg Dich nieder!“ Und Chilfa legte sich gehorfan nieder und versank in einen unruhigen, qualvollen Schlaf, aus dem er mehrfach, am ganzen Leib mit kaltem Schweiß bedeckt, aufwachte, aufsprang und sich erschöpft wieder niederlegte.

Der Unteroffizier inspizierte die Wachthabenden, legte sich mit dem Porteppee und der Kopfbedeckung aufs Bett und schlief sofort ein. . . .

Raum zeigte sich im Osten der erste schwache Dämmerchein, so sprang er auf und ließ den Tambour wecken. Der Kleidete sich schnell an und schlug Reveille. Die Soldaten der 16. Komme machten sich zur Morgenbesichtigung zurecht. Die Zugunteroffiziere inspizierten ihre Züge ganz besonders genau: Wer weiß, vielleicht würde der Regimentskommandeur nach dem Exerzieren zur 16. Komme kommen. Der Feldwebel hatte sich sorgfältig rasiert und trat nun mit Brillanteneufst im schön aufwärts gedrehten Schnurrbart aus seinem Zimmer, begrüßte die in zwei Gliedern aufgestellte Komme, inspizierte die Leute Mann für Mann, machte einige Bemerkungen und befahl, das Morgengebet zu halten. Die Steinwände der Kaserne hallten von dem dumpfen Klange des Gebets wider, und dann begann alsbald der Dienst.

Der Rottenkommandeur war ein lahlköpfiger, kleiner bider Hauptmann mit rundem Gesicht und großen blauen Augen. Er war im Wassenrod, trug das Georgskreuz auf der Brust. Der Feldwebel kommandierte drohend: „Stillsaestanden! Unteroffizier du jour, machen Sie Rapport!“

„Guten Morgen, Leute!“ begrüßte der Hauptmann seine Komme.

„Wünschen Gesundheit, Herr Hauptmann!“ erwidert die Mannschaft im Chor.

„Rührt Euch!“ kommandiert der Hauptmann. Dann beginnt wieder der Dienst. Ein paar Subalterne, die zu spät kommen, entschuldigten sich beim Hauptmann. Der macht ein ärgerliches Gesicht. Gegen Ende der Uebung erscheint der Regimentsarzt, tritt zum Hauptmann, drückt ihm die Hand und sieht gelangweilt den Uebungen zu. Ein junger Leutnant, in funkel-nagelneuer Uniform und glänzend ladierten Stiefeln, tritt zum Arzt und bemüht sich, eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen.

„Ach, geben Sie uns auch einmal die Ehre? Temperatur bei der Exekution beobachten? Unangenehme Sache! Hab noch nie gesehen, wie geprügelt wird . . .“ meint er.

„Na, da freuen Sie sich nur; werdens gleich sehen!“ preßt der Doktor finster durch die Zähne.

„Was ist denn dabei zu freuen? Ich denke, die Sache ist für alle höchst unangenehm und qualvoll.“

„Das ist Ihnen nicht anzumerken,“ meinte der Doktor kurz,

zog sein Taschenbuch heraus und blätterte die Seiten um, offenbar mit dem Wunsch, den Leutnant los zu werden. Der trat geräuschlos zur Seite und suchte Chilsa. Er wollte den Soldaten, dem die Exekution bevorstand, einmal in Augenschein nehmen. Der übte bläulich mit unruhig hin und her laufenden, glänzenden Augen ganz mechanisch, oft ohne die Kommandos zu hören, Griffe. Der Unteroffizier bemerkte wohl Chilsas Fehler, ließ sie aber gnädigst mit Rücksicht auf die bevorstehende Strafe passieren.

Dann war die Übung zu Ende. Ein paar Leute brachten eine lange Bank und stellten sie mitten im Kasernenhof auf. Der Rottenkommandeur rief den Gemeinen Chilsa auf, und dieser trat totbläulich vor. Der Doktor untersuchte ihn und jagte kurz: „Gesund!“ Der Tambour brachte ein Bündel langer, dicker Stöcke, die in kochendem Wasser aufgeweicht waren, legte sie neben der Bank nieder und erwartete weitere Befehle. Der Rottenkommandeur sah nach der Uhr und befahl, die Exekution zu beginnen. Der Doktor wandte ihm den Rücken zu, trat zum Fenster und blickte unterwandt nach der Hoftür, wo Soldaten hin und her gingen. Die Subalternen schritten hochtot und erregt von einer Ecke in die andere. Nur der Rottenkommandeur bewahrte völlige Ruhe und erteilte im Vollbewußtsein der Wichtigkeit und Notwendigkeit der Exekution dem Feldwebel, der nicht ohne gewisse Befriedigung dem Schauspiel entgegenjah, die notwendigen Befehle.

Endlich lag der Gemeine Chilsa auf der Bank. Die Hände waren für alle Fälle an dem Holz festgebunden. Sein blaßes Gesicht war jetzt purpurrot, reichlicher Schweiß trat am zitternden Körper hervor, in den Ohren sauste es, und im Kopfe drehte sich alles im Kreise. Physischen Schmerz empfand er fast gar nicht, als die langen Ruten preißend durch die Luft sausten und seinen schweißbedeckten Körper trafen. Er schrie weder, noch stöhnte er, sondern lag unbeweglich da, hatte die Unterlippe eingezogen und biß sie blutig. Noch ein paar Hiebe — und seine purpurrote Blutströme rieselten auf den Boden.

Der Feldwebel zählte die Schläge und feuerte fortwährend den Tambour an, der sich bemühte, den Wünschen des Vorgesetzten möglichst nachzukommen.

Jetzt sauste der letzte Schlag nieder, die Exekution war zu Ende, die Strafe vollzogen. Ein Gefreiter sprang herzu und band Chilsas Hände los. „Steh auf!“ sagte der Feldwebel. Der Soldat erhob sich mechanisch von der Bank, und zog, ohne recht zu wissen, was er tat, zunächst die heruntergelassene Hose in die Höhe. Der Doktor besichtigte ihn wieder, verabschiedete sich schweigend vom Hauptmann und ging fort. Die jungen Leutnants folgten ihm. Der Rottenkommandeur ließ die Kotte antreten, deutete auf Chilsa, sprach von der Notwendigkeit und Nützlichkeit solcher Strafen, warnte gleichzeitig die Mannschaft vor Schlägereien und Streit und ermahnte sie, den Befehlen ihrer Vorgesetzten strikt nachzukommen. Gleichzeitig sprach er die Erwartung aus, die Strafe möchte günstig auf Chilsa einwirken, ihn bessern und ihm ein für alle Mal die Lust benehmen, im Streit mit einem Kameraden nach dem Messer zu greifen.

Nachdem der Hauptmann diese Rede gehalten, ging er im Bewußtsein, seine Pflicht getan zu haben, aus der Kaserne nach Hause, wo ein gutes Mittagessen und eine Karaffe Brantwein, der mit Apfelsinenschale gewürzt war, ihn erwartete.

Chilsa kam erst nach dem Fortgange des Hauptmanns wieder zu sich, als der Feldwebel die Soldaten entließ. Er stand an der Wand und fühlte erst jetzt brennenden körperlichen Schmerz. Aber dieser Schmerz war unbedeutend im Vergleich mit den seelischen Qualen, die er durchzumachen hatte. Er bemühte sich, nicht nach den Kameraden hinzublicken, vertrocknete sich schweigend wie ein junger Wolf in den dunkelsten Winkel der Kaserne, weinte dort vor Scham und Verzweiflung und bemühte sich, seine Tränen vor den neugierigen Kameraden zu verbergen. Diese mieden ihn übrigens wie auf Abrede und blieben dem Winkel, in dem der einsame Chilsa stand, ganz von selbst fern.

Ueber das Sehen bei Tieren.

Die Rezhaut, deren lichtempfindliche Schicht die der Stäbchen und Zapfen ist, hat die Fähigkeit, Sehpurpur zu produzieren, eine Substanz, die für die Anpassung des Auges an die verschiedenen Helligkeiten*) von Bedeutung ist, indem sie beim Aufenthalt im Dunkeln sich bildet, beim Aufenthalt im Hellen mehr und mehr abgeblieben wird. Die Stäbchen der Rezhaut sind der Ort, in dem die Produktion des Sehpurpurs stattfindet.

Bei manchen Tieren, wie z. B. Hühnern und Tauben, fehlen nun in der Rezhaut die Stäbchen oder sie sind in nur geringer Menge vorhanden. Man nahm darum an, daß diese Tiere nachts blind sind, d. h. der Dunkelheit der Nacht sich nicht anpassen, in der Nacht Dinge nicht unterscheiden könnten. Sie seien der Adaption nicht fähig.

*) Die Fähigkeit des Auges, sich verschiedenen Helligkeiten anzupassen, d. h. nach längerem Aufenthalt im Dunkeln Dinge zu unterscheiden, die beim Eintritt in den dunklen Raum zuerst nicht gesehen werden können, nennt man Adaption.

Prof. Hefz versuchte nun durch das Experiment festzustellen, ob diese Annahme zu Recht bestehe. Er ließ rausgehungerter Hühner im Dunkeln Körner picken. Es zeigte sich, daß sie erst bei einer genügenden Helligkeit die Körner nahen. Wenn aber die Hühner zuerst eine halbe bis eine Stunde im Dunkeln belassen wurden und dann mit ihnen das Experiment gemacht wurde, so zeigte es sich, daß nun schon eine geringere Helligkeit genügte. Also auch die Hühner besitzen die Fähigkeit der Adaption, obgleich sie im Volksmunde zum Ausdruck „hühnerblind“ ihren Namen haben hergeben müssen. Als Hefz die Adaptionfähigkeit der Hühner mit seiner eigenen verglich, ergab es sich, daß sie einander vollkommen gleich waren.

Weiter prüfte Hefz den Farbensinn von Hühnern (auch Tauben, Truthähnen, Finken und Dohlen). Die Methode bestand hier darin, daß auf die am Boden liegende Körnerschicht ein Spektrum geworfen und beobachtet wurde, in welcher Reihenfolge der Farben die Tiere sich an die Körner wandten. Hier zeigte sich ein wesentlicher Unterschied gegenüber dem Menschen. Die blaugrünen und blauen Strahlen des Spektrums sind kaum, die violetten überhaupt nicht imstande, auf das Auge der Hühner und Tauben zu wirken, sie erscheinen ihm dunkel! Dagegen wirken rote, gelbe und grüne Strahlen ebenso wie auf das menschliche Auge.

Woher nun dieser Unterschied? In den Rezhautstäbchen befinden sich bei den Vögeln farbige Oestügelchen, die die Fähigkeit besitzen, bestimmte Lichtstrahlen zu absorbieren, so daß bestimmte Farben nicht gesehen werden können. In dem beim Picken der Körner in Betracht kommenden Rezhautbezirke sind nun diese Oestügelchen rot und orangefarben. Diese lassen nur die roten, gelben und grünen Strahlen durch, die anderen werden absorbiert und kommen nicht zur Wirkung. Hefz setzte nun vor sein eigenes ein rotes oder orangefarbenes Glas. Nun sah auch er die blaugrünen, blauen und violetten Körner unendlich, während die roten und rotgelben leuchtend hervortraten! Also der Farbensinn des Hühners wird dem des Menschen gleich, sobald der letztere sich mit roten und orangefarbenen Gläsern bewaffnet.

Eine andere Methode zur Erforschung des Farbensinns der Taube wandte Uebeldorff an. Er ging von der Tatsache aus, daß verschiedene Strahlen, je nachdem sie als heller oder dunkler empfunden werden, eine größere oder geringere Verengerung der Pupille des Auges bewirken. Grüne und blaue Lichter hatten nun in den Versuchen bei der Haustaube eine viel geringere pupillenverengernde Wirkung als beim Menschen. Wurden nacheinander rote und blaue Lichter benutzt, so trat bei der Taube nur beim Rot Pupillenverengerung ein. Hier haben wir also eine Bestätigung der Versuche von Hefz, daß die Rezhautelemente der Vogel ihre größte Empfindlichkeit für Rot und Gelb besitzen und daß sie für die blauen und violetten Strahlen nur wenig oder gar nicht empfindlich sind.

In den Versuchen von Hefz und Uebeldorff haben wir Aufschluß über den Farbensinn von Tieren erfahren, indem unmittelbar die Wirksamkeit verschiedener Farben auf die Rezhaut geprüft wurde. Ein Denkart war in diesen Versuchen nicht im Spiele: es wurden einerseits Körner gepickt, die gesehen werden konnten, und andererseits trat verschieden starke Pupillenverengerung ein, je nachdem die verschiedenen farbigen Strahlen als heller oder dunkler empfunden wurden. Diese Versuche sagen uns nur, welche Farben von den betreffenden Tieren heller oder dunkler empfunden werden; ob sie aber Farben als solche unterscheiden, ob sie verschieden helle und verschieden nuancierte aber gleichfarbige Strahlen als einer Farbe zugehörig empfinden, ob sie, mit einem Worte, Farbenunterscheidungsvermögen besitzen — darüber erfahren wir nichts aus diesen Versuchen.

Wir wollen uns nun Versuchen zuwenden, die uns über das Vorhandensein eines Farbenunterscheidungsvermögens bei den Versuchstieren Aufschluß geben. In allen diesen Versuchen appellieren wir schon an einen Denkart der Versuchstiere.

Himstedt und Aget arbeiteten mit einem Fudel. Sie lehrten einen Hund Rot von anderen Farben zu unterscheiden. Nach einiger Dressur sucht der Fudel unter blauen, grauen und roten Kugeln auf den Befehl „bring rot“ mit Sicherheit die roten heraus, und zwar, wenn rot in allen Schattierungen vorhanden ist, zunächst die leuchtend feuerroten; dann bei erneuertem Befehl erdbeerroter, karminroter, schließlich auch noch zögernd eine leuchtend orange gefärbte Kugel, wenn er alle anderen roten Schattierungen gebracht hatte. Wurde nun der Befehl „bring rot“ noch einmal wiederholt, so brachte der Fudel nach kurzem Bedenken auch noch eine mit Bismarckbraun gefärbte Kugel mit deutlich rötlicher Nuance. Diesen Farbenton kann der farbenblinde Mensch von dem rein roten nicht unterscheiden, weil sie von gleicher Helligkeit sind; der Hund aber offenbar gut; denn nur wenn kein rot mehr vorhanden war, brachte er die bismarckbraune Kugel, und zwar mit sichtlichem Widerstreben. Nach vollendeter Dressur unterscheidet schließlich der Fudel mit größter Präzision auch Blau und Grau in allen Schattierungen von den verschiedenen Rots.

Diese Versuche zeigen uns, daß der Hund ein wirkliches Farbenunterscheidungsvermögen besitzt, das ihm ermöglicht, verschiedene Nuancen und verschiedene Helligkeiten als ein- und derselben Farbe zugehörig zu erkennen. Und zugleich ersieht man aus diesen Versuchen, daß der Hund lernen kann, bestimmte Gesichtseindrücke mit bestimmten Gehörseindrücken zu assoziieren.

Zu denselben Resultaten in bezug auf das Farbenunterscheidungsvermögen des Hundes gelangten zwei russische Forscher Samojloff und Rheophilaktowa. Sie lehten an die Vorderseite eines Kastens eine grüne Papierscheibe und dressierten einen Hund, diese Scheibe wegzustößen und sich ein hinter sie gelegtes Gebäck herbeizuholen. Nachdem er auf diese Handlung dressiert war, wurden neben dem Kasten auf der grünen Papierscheibe zwei Kästen mit grauen Papierscheiben, aber ohne Gebäck, aufgestellt. In der ersten Hälfte der 1200 ausgeführten Versuche machte der Hund 30 Proz. Fehler, d. h. in 30 Proz. der Versuche suchte er das Gebäck hinter der grauen Scheibe. In der zweiten Hälfte machte er nur 10 Proz. Fehler. Wurde nun das Grau von ganz derselben Helligkeit (für den Menschen!) genommen, wie das Grün, so konnte sie der Hund zuerst gar nicht unterscheiden. Nach der Uebung aber machte er nur 10 Proz. Fehler.

Im Zusammenhang mit diesen Versuchen über den Farbensinn beim Hunde untersuchten dieselben zwei Forscher auch den Formensinn des Hundes. Es zeigte sich, daß der Formensinn beim Hunde stärker ausgeprägt ist als der Farbensinn. Sie dressierten den Hund auf eine runde grüne Papierscheibe. In achtzehn Versuchen unterschied der Hund richtig die runde grüne Scheibe von den ebenfalls runden grauen Scheiben und suchte das Gebäck hinter der grünen. Als aber neunmal die grüne Scheibe dreieckig und sechsmal quadratisch genommen wurde, suchte der Hund das Gebäck regelmäßig hinter den rund belassenen grauen Scheiben.

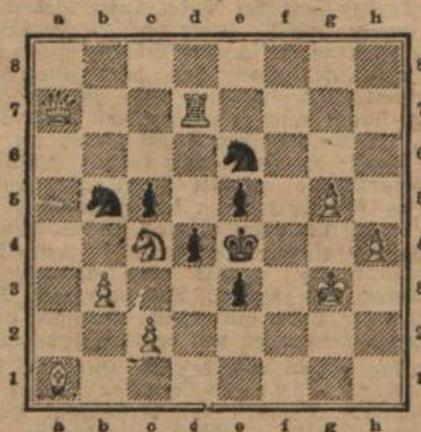
Daß der Hund Farbenunterscheidungsvermögen besitzt und Gesichtseindrücke mit anderen Empfindungen (wie z. B. Geschmacksempfindungen) zu assoziieren lernen kann, hat auch Pawlow mit Hilfe seiner exakten Methoden gezeigt. Er goß einem Hunde mehrere Male eine bestimmte gefärbte Säure in den Mund. Jedesmal trat die der Säurewirkung auf die Nervenendigungen des Geschmacksnerven entsprechende Reaktion — vermehrte Speichelsekretion — ein. Schließlich tritt die vermehrte Sekretion schon ein, wenn dem Hunde die gefärbte Säure nur gezeigt wird. Durch Erfahrung hat der Hund gelernt mit der Gesichtsvorstellung der gefärbten Flüssigkeit die Geschmacksempfindung der Säure zu verknüpfen, zu assoziieren.

Sehr interessant und einleuchtend sind die Versuche, die Kalischer in der Berliner Physiologischen Gesellschaft demonstrierte. Es handelt sich auch in diesen Versuchen um eine Dressurmethode, die der Forscher schon bei anderen Sinnesgebieten des Hundes (Gehör, Geruch usw.) erfolgreich angewendet hat und mit deren Hilfe nun das Vorhandensein des Farbensinnes bei Hunden festgestellt werden konnte. Als Vorrichtung für diese Untersuchung diente eine Reihe verschiedenfarbiger elektrischer Glühlampen, vor die zur gleichmäßigen Verteilung des Lichtes eine Mattscheibe gesetzt wurde. Die Hunde wurden nun so abgerichtet, daß sie, vor die Mattscheibe gebracht, nach Einschaltung von rotem Licht, nach den vor ihnen liegenden Fleischstücken schnappten, während sie bei allen anderen Farben sowie in der Dunkelheit die Fleischstücke ruhig liegen ließen. Besonderer Wert wurde darauf gelegt, die Helligkeit der farbigen Lichter zu wechseln, um auszuschließen, daß sich die Tiere an eine bestimmte Helligkeit gewöhnten und alsdann nicht durch die Farbe, sondern durch die verschiedene Helligkeit der farbigen Lichter sich beim Zugreifen bestimmen ließen.

Interessant sind noch die weiteren Mitteilungen von Kalischer. Hunde, denen die Sehphäre des Großhirns beiderseits vollständig extirpiert war, reagierten nicht mehr in der oben genannten Weise auf die Farbe, auf die sie vor den Extirpationen dressiert waren. Wohl aber machten sie einen deutlichen Unterschied zwischen hell und dunkel, indem sie in der Dunkelheit sich von den Fleischstücken abwandten, in der Helligkeit aber, und zwar bei jedem farbigen Licht, nach den Fleischstücken schnüffelnd suchten. Dr. L.

Schach.

Unter Leitung von S. Kapin.



M. Katorke 2 ♁.

Lösung. (8. Dezember. Troitski, Weiß: Kg2; Td6; Lc1; Sd8; BB a2, d2, g4. Schwarz: Kc6; Dc4; Lg5; BB e6, g7. Weiß zieht und gewinnt.) 1. Lg3f, Lf4; 2. Lxlf4, Dxf4!; 3. Td4ll, Dxd4!; 4. Sc6f nebst Sxd und gewinnt.

Sachnachrichten. Ein Arbeiter-Schachklub ist in Köpenick bei Berlin gegründet worden, der sich der Rärtischen Arbeiter-Schachvereinigung angeschlossen hat. Donnerstag abends Rudowerstr. 28 bei Weiert.

Der Wettkampf Lasker-Janowski wurde am Donnerstag mit der 11. Partie, einem Königs gambit, beendet. Das Ergebnis ist: Lasker 8, Janowski 0, remis 3.

Damenbauerneröffnung.
8. Matzpartie, am 27. 29. u. 30. November gespielt.
D. Janowski. Dr. E. Lasker.
1. d2-d4 d7-d5
2. Sg1-f3 Sg8-f6
3. e2-e3

Statt dieser Einschränkung des Lc1 kommt 3. e3 in Betracht, womit das Gegengambit, in 3... c5 bestehend, sofern verhindert ist, als Weiß dann mit 4. dxc5, e6; 5. b4, a5; 6. Db3 zc. den Gambitbauern halten könnte.

3. c7-c5
Solider ist mit 3. Lf5! auf Figurenentwicklung zu spielen. 3. B.: 4. e4, e6!; 5. oxd5, oxd5; 6. Db3. De7; 7. Sc3, e6; 8. Ld2, Sc6; 9. Te1, Sd7! (Um Se5 zu verhindern); 10. Lb5, Le7 zc. mit gleichem Spiel.

4. c2-c4
4. e3, e6; 5. Ld3 zc. kam in Betracht, um nachträglich e3-e4 durchzuführen.

4. e7-e6
Schwarz kann hier mit 4... oxd4; 5. oxd4, Sc6; 6. Sc3, Lg4 interessante Bindungen herbeiführen. Zum Beispiel 7. cxd5, Sxd5; 8. Db3, Lxf3; 9. gxf3, Sb6 zc. Oder 7. Le3, e6; 8. Db3, Lxf3; 9. Dxb7 (gxf3, Tb8); 9... dxc4; 10. gxf3, Sa5; 11. Db5f, Sd7 nebst ev. Tb8 oder Db6 zc. Ein Vorteil für Weiß ist nicht ersichtlich.

5. Lf1-d3
Ueblicher ist 5. Sc3, Sc6; 6. a3, um ev. mit dxc5 nebst b2-b4 fortzugehen.

5. Sb8-c6
6. 0-0 a7-a6
In Betracht kam 6... cxd4; 7. oxd4, dxc4; 8. Lxc4, Sb4 nebst ev. Sd5.

7. Sb1-c3 d5xc4
8. Ld8xc4 b7-b5
9. Lc4-d3 Lc8-b7
10. a2-a4 b5-b4

Besser erscheint 10. c4 z. B.: 11. axb5, axb5; 12. Txa8, Lxa8; 13. Le2, Db8! zc.

11. Sc3-e4 Sf6xe4
12. Ld3xe4 Sc6-a5
13. Le4xb7 Sa5xb7
14. Dd1-e2 Lf8-d6

15. Tf1-d1 0-0
16. b2-b3 Dd8-e7
17. Lc1-b2 a6-a5
Vorzuziehen war Sa5.

18. Sf3-d2 Tf8-d8
Kein guter Zug. Sofort Le7, um event. mit cxd4 nebst Sd5 den Sb7 ins Gesicht zu bringen, war ratsamer.

19. Sd2-c4 Ld6-c7
20. Ta1-c1 c5xd4
21. e3xd4 Td8-d5?
Schwarz sollte mit 21. Sd6; 22. Se5, Td8 den Fehler im 18. Zuge lieber eingestehen.

22. Sc4-e3 Td5-d7
23. De2-g4 Ta8-d8?
Sehr gewagt. Vorsichtiger war 23... Sd6; 24. d5, Se8; 25. dxe6, Txd1f; 26. Txd1, Dxe6 zc.

24. d4-d5 f7-f5
25. Dg4-f3 Sb7-c5

26. d5xe6 Td7xd1f
27. Te1xd1 Td8xd1f?
Etwas besser sofort Dxe6.

28. Df3xd1 De7xe6
29. Dd1xd4 De6-e7
30. Dd4-d5f Kg8-f8

Auf 30. Kh8? folgte 31. g3 nebst Sxf5.
31. Dd5xf5f Kf8-e8!
Auf 31. Kg8 folgt 32. Dd5f, Kf8; 33. g3 zc. So hat Schwarz wenigstens einen Gegenangriff auf den Bb3.

32. Df5xh7 De7-f7
Natürlich nicht 32. Sxb3? wegen 33. Dg8f.

33. g2-g3
Verliert kostbare Zeit. Mit 33. Lxg7 nebst h2-h4-h5 zc. war die Partie wahrscheinlich gewonnen.

33. Sc5xb3
34. Se3-f5? g7-g6!
35. Sf5-g7f Ke8-d7
36. Dh7-h3f Kd7-c6
37. Dh3-e8 Df7-d5
38. Dc8-abf Le7-b6
39. Da6-c8f Ke6-d6
40. Sg7-e8f Kd6-e7
41. Se8-f6 Lb6xf2f!
42. Kg1-f1 Dd5-h1f
43. Kf1xf2 Dh1xb2
44. Kf2-f3 Dh2xh2
45. Dc8-e8f Ke7-d6!
46. Dc8-d7f Kd6-c5
47. Sf6-e4f Ke5-b6
48. Dd7-e6f Kd6-c7
49. De6-d6f Ke7-b7
50. Dd6-d7f Kb7-b6
51. Dd7-d8f Kd6-b7
52. Se4-d6f?

„Des Lebens Renz blüht einmal und nicht wieder!...“ Schwarz sollte sich mit Remis begnügen.

52. Kb7-c6
53. Sd6-b5 Db2-e5
54. Dd8-a8f Ke6-d7
55. Kf3-g2 De5-c2f
56. Kg2-h3 De2-e6f
57. Kh3-h2 Kd7-e7
58. Da8-b7f Ke7-f6
59. Db7-f3f Kf6-g7
60. Df3-f2 De6-e5
61. Df2-a7f Kg7-h6
62. Da7-f7 Sb3-d2

Rum kommen die Wörber!
63. Df7-f3f Kh6-h5
64. Df3-f2 De5-e8!
65. Df2xe3

Der Damentausch ist erzwungen, weil sonst Sf3f droht.

65. Sd2-f1f
66. Kh2-h3 Sf1xe3
67. Sb5-d4 Kh5-g5
68. Sd4-b3 Se3-c4
69. g3-g4 Kg5-f4
70. Kh3-h4 Kf4-e3
71. Kh4-g5 Ke3-d3
72. Kg5xg6 Kd3-c3
73. Kg6-f6 Kc3xb3
74. g4-g5 Kb3-c3
75. g5-g6 Sc4-d6
76. Kf6-e7 Sd6-f5f
77. Ke7-f6 b4-b3

Aufgegeben, denn auf 78. Kxf5, b2; 79. g7 folgt 79. b1Df. „Sic transit glori mundi!“